Moritz Leisibach, *Das Medizinisch-chirurgische Institut in Zürich 1782–1833*. Vorläufer der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich. – Schriften zur Zürcher Universitäts- und Gelehrten-geschichte Nr. 4. Verlag Hans Rohr, Zürich 1982. 166 S., zahlr. Abb.

Die medizinische Fakultät Zürich konnte ein Jahr vor dem großen 150-Jahr-Jubiläum ihrer Universität schon ein kleines eigenes Jubiläum feiern. Sie konnte daran erinnern, daß in Zürich schon seit 200 Jahren Medizin studiert werden konnte. Sie gedachte der Gründung des Medizinisch-chirurgischen Instituts im Jahre 1782. Dieser Vorläufer der medizinischen Fakultät war zunächst eine private Institution, wurde aber 1804 ein staatliches kantonales Institut. Diese Medizinschule, die bis zu 90 Studenten zählte, vermittelte eine zwei- bis dreijährige Ausbildung (mit nur kurzen Ferien), die den damaligen wissenschaftlichen Ansprüchen genügte. Einen Dokortitel konnte sie nicht verleihen; diesen erwarben viele der Zürcher Absolventen nachher noch an einer Universität. Die vorliegende Arbeit gibt ein anschauliches Bild vom Studienbetrieb des Instituts anhand von Protokoll- und Matrikelbüchern und Vorlesungsskripten einzelner Studenten. Sie stellt es zugleich hinein in den historischen Rahmen des Medizinalwesens und der Krankenanstalten der Stadt. Ein schöner Abbildungsteil von 16 Seiten zeigt Porträtbilder der Dozenten und prominenter Studenten, die Örtlichkeiten des Studiums, Facsimiliereproduktionen aus den genannten Quellen, sowie zeitgenössische Instrumente und Unterrichtsmodelle aus dem Museum des medizinhistorischen Museums.

Carl Haffter

Rudolf Schumacher, *Die Musik in der Psychiatrie des 19. Jahrhunderts*. Marburger Schriften zur Medizingeschichte. Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main/Bern 1982. 191 S., 10 Abb.

«Wenn die Musik der Liebe Nahrung ist, spielt weiter, gebt mir volles Maß!» spricht der liebeskranke Herzog in Shakespeares «Was ihr wollt». Wie selbstverständlich ist doch für die naive (und dichterische) Auffassung die Heilwirkung der Musik – und wie kompliziert wird alles, wenn sich medizinische Theoretiker ihre Gedanken dazu machen. In der Beschäftigung der Psychiater des 19. Jahrhunderts mit der therapeutischen Verwendbarkeit der Musik kommt zunächst die Vielfalt der noch herrschenden Theoriebildungen über das Wesen der psychischen Störungen zum Ausdruck. Man sucht die Wirkung der Musik zu erklären nach der Affektenlehre, nach Brown, nach Stahl oder nach den Prinzipien der Homöopathie. Es werden Indikationen gegeben, bei welchen Leiden Musik günstig oder ungünstig

wirkt. Umgekehrt sucht man quasi nach einer musikalischen Pharmakopoe mit Richtlinien, welche Instrumente, welche Musikstücke, welche Tempi, welche Tonarten zu verschreiben sind. Dabei muß man sich vergegenwärtigen, daß die Kranken damals noch nicht in ihrem Alltag einer Dauerberieselung mit Tönen ausgesetzt waren. Vom Phonographen, diesem «musikalischen Automaten», ist erst am Ende des Jahrhunderts die Rede; er wird sogar mit einem Projektionsapparat zu einer audiovisuellen Anordnung kombiniert. Es ist eine Errungenschaft jener Zeit, daß immer mehr die aktive Musiktherapie verwendet wird, Singen oder instrumentales Musizieren der Patienten, dann auch Gymnastik und Tanz mit Musikbegleitung. – Die Arbeit ist eine Mainzer Dissertation und schließt sich an an das Buch des Doktorvaters Kümmel, der 1977 die Wechselbeziehungen zwischen Musik und Medizin in der Zeitspanne 800–1800 dargestellt hat. Leider ist die Sekundärliteratur ungenügend berücksichtigt, so z.B. die Arbeiten von Hans-Jürgen Möller, der sich mit der selben Zeitspanne befaßt hat. Die Auswahl der Zitate und die Abbildungen sind sehr instruktiv. Carl Haffter

Beiträge zur Schwäbischen Literatur- und Geistesgeschichte, Band 2/1982.

Justinus-Kerner-Verein, Weinsberg 1982.

Der zweite Band dieser «Beiträge», die wir im vorletzten Heft besprochen haben, enthält neben literarischen Beiträgen folgende von medizinhistorischem Interesse: 1. Eine Erstveröffentlichung aus Akten des Medizinalkollegiums, wonach gegen Kerner eine amtliche Untersuchung durchgeführt wurde, weil er einem an Tuberkulose leidenden Patienten, der sich vergiftet glaubte, neben üblichen schulmedizinisch eingeführten Medikamenten auch ein «sympathetisches» Mittel verabreichte, eine Art von Gegenzauber gegen die angebliche Verzauberung des Patienten, der ausdrücklich suggestiv wirken sollte (Heino Gehrts). 2. Eine Darstellung der Anfänge von Franz Anton Mesmer und seiner Schwierigkeiten mit der Wiener Fakultät, basierend u. a. auf Justinus Kerners Materialsammlung und seiner Monographie über Mesmer (Margarethe Hansmann). 3. Ein Originalartikel Kerners nach einem Vortrag vor Ärzten über den Cretinismus der Gegend, wo er als Oberamtsarzt wirkte.

Carl Haffter